

Miriam Gruen

«Negativ»

Textprobe aus dem Manuskript zu einem Reisebuch

(aus dem Schreibseminar mit Kurt Schnidrig)

Corona wäre ein unangenehmer Reisebegleiter. Wären wir vier, also ich, mein Mann und unsere zwei kleinen Töchter, eine Reisegruppe, dann wäre Corona Tante Elfriede. Immer unpassend gekleidet und meckernd, mit Dauerwelle und Sonnenhut. Und dann hat Tante Elfriede ständig Migräne und wegen ihr müssen dann alle im Hotelzimmer bleiben, denn wenn es Tante Elfriede schlecht geht, dann soll es gefälligst keinem gut gehen. Sie ist so negativ. Tante Elfriede klammert und jammert, und wegen ihr verbringt man Stunden auf dem Sofa, und lächelt erbärmlich und hilflos, während draussen der Pool funkelt. Und man weiss gar nicht, ob man es aus Höflichkeit oder Anstand oder warum eigentlich macht. Dabei kribbelt es überall an Händen und Füssen, denn die Welt ist zu gross und schön und zum Teufel mit Tante Elfriede.

Es kribbelt überall an Händen und Füssen, denn wir sind schon zwei Monate in Peru und haben noch nichts in dem Land gesehen ausser einem Bergdorf namens Curahuasi. Curahuasi liegt im Irgendwo. Dieses Irgendwo sind: Schroffe Gipfel der peruanischen Anden, die völlig wahllos Schluchten und Täler bilden, die kreuz und quer durch dieses riesige Land verlaufen. Irgendwo in dieser riesigen Berglandschaft hat jemand eine Hand ausgestreckt, die Fingerkuppen zeigen selbstsicher nach oben, die Hand will dir etwas geben, und mitten in dieser Hand liegt ein Dorf, eingebettet in die weiche Handfläche, und dieses eine Dorf ist Curahuasi. Es liegt an der Panamericana, das ist auch schon alles, was es hier besonderes gibt, die eine Strasse, die Hauptader des Lebens. Sonst müsste es nicht Curahuasi sein, es könnte auch irgendein Dorf sein, eines der vielen, vielen, in denen alte Frauen Kartoffeln verkaufen und man in kleinen Fahrzeugen auf die Felder fährt, die aussehen, als hätte jemand versucht, aus einem Motorrad einen Lastwagen zu machen, und die auf den zweiten Blick genau das sind. Aber es ist nicht irgendein anderes Dorf, sondern nunmal genau hier, denn hier haben deutsche Missionare vor zehn Jahren das Fundament für ein Krankenhaus gegossen. Und jetzt wohnen hier neben den peruanischen Bauern auch Europäer, die ihnen in der Klinik den Blinddarm herausnehmen oder eine Prothese ans Bein schrauben. Europäer wie unsere Freunde, die uns hierher eingeladen haben. Wir wohnten nebeneinander im Wallis, wo die Berge hoch und schroff sind, und jetzt wohnen sie hier in Peru, erst einmal für drei Jahre, und als wir mit dem Auto in Schlangenlinien die hohen und schroffen Berge passieren, da fühle ich mich wie auf einer Verfolgungsjagd. So, als wolle mich jemand in die Irre führen, damit ich bloss nicht mehr weiss, aus welcher Richtung wir gekommen sind. Unendliche Kurven später sagt unser Freund, der am Steuer seines grossen Autos sitzt, hinter ihm wir und die Kinder gestapelt, „Wir sind endlich da!“ Und eine letzte Kurve und wir brausen auf die Handkuppe, auf der friedlich das Bergdorf liegt, umgeben von den Bergen, die uns aufbrausend anlotzen. Er zeigt uns den einzigen Supermarkt, in dem man Wurst und Käse kaufen kann, oder besser „nur hier kaufen sollte“, aus Gründen der Kühlkette, und dann fährt er uns auf verstaubten Nebenstrassen zu einem Haus, weiss getüncht und mit Wellblechdach, vor der hölzernen Haustür wachsen Rosen. Es ist viel gepflegter und schöner als die anderen Häuser der Strasse, und ich bin mir nicht sicher, ob alles sonst Baustellen sind oder nicht, aber wir sehen immer wieder Kinder zwischen groben Steinmauern hervorlugen. Und während für unsere Freunde der Alltag startet, morgens zur Arbeit, Blinddärme herausoperieren, Kinder betreuen, stellen wir unsere grossen Rucksäcke in eine Ecke, und staunen etwas alltagslos in die Bergwelt.

Berge kenne ich, denke ich, immerhin habe ich ja fünf Jahre in der Schweiz gelebt. Ich stelle mich auf Käse und Brot ein, auf karge Menschen und karge Mahlzeiten. Nach einem Jahr in den Tropen fühlt es sich kalt an, dabei ist hier gerade Frühling und Sommer gleichzeitig, alles blüht, alles lebt, alles grünt.

Doch für uns, die wir gerade aus dem Dschungel kommen, ist es kein volles Grün, eher blass, und wir lächeln müde über die paar Rosen. Ich packe direkt unsere Plastiktaschen unter den Arm, ziehe mir eine Maske über und ungewohntes Geld in meinen kleinen Geldbeutel. Ich laufe ins Dorf, keuchend, denn alles fühlt sich hier so viel schwerer an auf 2.700 Metern über dem Meer, wo ich ja gefühlt ewig war. Ich bin dem Himmel und der Erschöpfung hier so viel näher. Zum Glück finde ich das Dorfzentrum, es ist eine der vielen Nebenstrassen, die in eine lange Einkaufsstrasse mündet. Kleine Läden reihen sich aneinander, und ich fühle mich zurückgeworfen in eine andere Zeit, eine rauhere Zeit. So, als wäre die schöne Welt der sauber polierten Tiefkühlregale, der Hochglanztomaten, Hackfleisch in Plastik eingeschweisst, eine Scheinwelt. Hier verbirgt sich die Wahrheit hinter all diesen Produkten. Ich laufe vorbei an Geschäften mit Tomaten, sehr vielen Tomaten, die sich über und untereinander stapeln, in Körben, auf Holzregalen, auf Plastiktüten, die auf dem Boden ausgelegt sind. Einige sind prall und rund, andere oval, einige weisen Dellen auf und werden von geschickten Händen wieder zurückgelegt. Ich bleibe vor einem offenen Schuppen stehen, hier liegen 5 Hühner auf einem Tisch. Sie sehen aus wie diese Gummihühner, die wir als Kinder in der MickeyMaus gekauft haben, um einander zu erschrecken. Aber sie sind nicht aus Plastik, sie sind echt. Echt gelblich und echt nackt, und ihre Krallen ragen über den Tisch hinaus, als würden sie noch nach einem letzten Mais Korn greifen wollen. Daneben sitzt eine alte Frau, die konstant mit einer Fliegenklatsche wedelt, und damit immer nur wenige der tausenden Fliegen verscheucht, die über den gelben, nackten Hühnerleibern schweben. Das ist echt, und ich schäme mich plötzlich an Ort und Stelle, dass ich gerne Hühnerfleisch esse, so wie ich diese armen Tropfen hier anschau. Ich kaufe heute kein Fleisch. Stattdessen finde ich erstaunt in den Regalen alle Früchte, die wir im Dschungel auch hatten. Bananen in allen Farben und Grössen, Avocados und Mangos. Dazu noch Granatäpfel und richtige Äpfel. Es ist eine unglaubliche Vielfalt und ich packe so viel in meine Taschen, wie ich nur kann. Von wegen Käse und Brot, als ich meine Beute über Schlaglöcher und an stinkenden Müllbergen vorbei nach Hause trage, bin ich im Herzen so glücklich. Endlich wieder Entdecken, endlich wieder Staunen über all das Neue.

Das Staunen bricht nicht ab. Es ist wie das Rauschen der vielen Wasserkanäle, die hier zwischen den Feldern rauschen. Unser Haus ist von Feldern umgeben, und bei offenem Fenster höre ich das Gurgeln des Wassers. Nach wenigen Tagen wird es immer leiser, mein Gehirn hat sich daran gewöhnt. Doch wenn ich mich darauf konzentriere, dann bricht sich das Wasser einen Weg in meine Wahrnehmung, und das ganze Leben rauscht vielstimmig auf mich ein, nimmt mich mit. So ist dieses Staunen des Neuen.

Ich staune über die Farben: Das blasse und doch frische Grün von Gräsern, Büschen, Bäumen. Zartrote Blüten, die von menschengrossen Kakteen winken. Alte, kleine Frauen, die sich in Regenbogenfarben kleiden, fein säuberlich gewoben in Röcke und Jacken und Tischdecken. Ich kann es kaum glauben, wie viele Tiere hier an den Staubstrassen stehen, manchmal mit zusammengebundenen Beinen, damit sie nicht weglaufen können, und manchmal an Strick und Stein. Meine Töchter fühlen sich wie auf einem Bauernhof, wenn sie mit mir zum Markt laufen. Schweine wühlen sich durch Müllhaufen, Hühner kratzen an Schlaglöchern, Pferde fressen, Hunde schlafen, eine Kuh läuft unbeeindruckt an uns vorbei. Es gibt hier viele Menschen, die aus verrosteten Türen ein- und ausgehen, Kinder, die zwischen Häusern hin- und herflitzen, Omas, die im Türrahmen sitzen, Männer mit Handys am Ohr, aber es gibt noch mehr Tiere. Wir staunen.

Ich kann mich an der Natur kaum satt sehen. Immer, wenn es unser Rhythmus erlaubt, gehen wir hoch in die Berge. Das ist gar nicht so einfach zu timen. Manchmal gewittert es, oft ist der kleine Kühschrank leer, und die intensive Bergsonne und Höhe ist für uns noch so anstrengend, dass wir nicht jeden Tag rausgehen können. Und doch, jedesmal, wenn wir die Kinder schultern, die Hüte über die Köpfe ziehen und mit dem Taxi oder zu Fuss in die Höhe streben, komme ich nicht aus dem Staunen. Verschlungene Täler, von Schluchten durchsetzt, Farben von einem Maler der Renaissance gemischt.

Und so rauscht das Leben, eine Woche vergeht, eine weitere, und irgendwann zähle ich sie nicht mehr. Wir grüssen die Schweine mit Namen, und spielen mit den Nachbarskindern vor dem Haus Fussball.

Und irgendwann verliert sich für mich der Reiz des Neuen und ich frage mich, was wohl hinter der Kurve aus dem Dorf heraus liegt, und dahinter und im nächsten Tal. „Ich würde so gerne dorthin“, sagt Didi, mein Mann, als wir abends im Bett nebeneinander vor unseren Handys sitzen. Er zeigt mir Fotos von einer alten Inkastadt, Mauern aus grauen Vorzeiten vor Bergpanorama. „Eyh das sieht super aus.“ „Ja. Ich könnte da mit dem Taxi hinfahren. Lukas würde mir sein Zelt ausleihen. Die Strecke könnte ich in drei Tagen machen, ich bin mir ziemlich sicher.“ „Oh Mann, mir fällt das was ein. Unsere Nachbarin hat mir was geschickt, irgendwelche neuen Verordnungen...“ Ich scrolle im Chatverlauf mit Daphne, die mit uns wohnt. Sie hat mir einen Screenshot mit einem Verbotsdreieck und vielen Wörtern geschickt. Meine Augen versuchen, die spezifischen Vokabeln auf Spanisch zu übersetzen. Quarantäne, Lockdown, Ausgangssperre. Queda de Toque heisst das hier. „Wo sind denn diese Ruinen genau?“ „Ämh, wart mal“, jetzt googelt Didi. „Man muss von diesem Dorf aus über den Fluss Apurimac. Und dann noch einige Stunden den Berg hoch.“ „Moment mal, auf der anderen Seite des Flusses? Was hat denn Daphne nochmal dazu gesagt?“ Unsere Finger wischen auf den Bildschirmen hin und her. „Ich glaube das ist im anderen Bundesland. Also nicht mehr in unserem. Und momentan dürfen wir die Grenze dorthin nicht überschreiten, sonst kommen wir nicht mehr zurück.“ „Da kontrolliert doch eh keiner“, schnaubt Didi. „Aber wenn doch? Eyh, du kannst nicht einfach verschollen gehen. Ich fürchte, es geht leider nicht. Soweit ich mitbekommen hab, haben sie auch jetzt erst die Vorschriften verschärft. Hier steht, am Sonntag darf niemand sein Haus verlassen.“ Wir sehen uns nicht in die Augen, jeder starrt auf sein Handy. Wir hören im Hintergrund Tante Elfriede rumoren, wie sie fluchend die Toilettenspülung betätigt, weil es so stinkt auf dem WC. Sie geht zwischen Wohnzimmer und Bad hin- und her. Irgendwie habe ich das Gefühl, sie beobachtet uns die ganze Zeit. Wenn wir versuchen, eine Bewegung zu machen, setzt sie alles in Bewegung, damit wir schön hier bleiben, auf unserem Bett, vor den Handys.

Die nächsten Wochen versuchen wir, Tante Elfriede aus dem Weg zu gehen. Wir haben weder Radio laufen, noch Fernseher, und so sind wir immer die letzten, die vom Hörensagen erfahren, dass man ab sechs Uhr abends nicht mehr aus dem Haus darf, dass auch am Samstag Ausgangssperre ist, dass man an Ostern zu Haus bleiben muss, dass wir mit dem Taxi nicht in den nächsten Ort fahren dürfen. Aber irgendwie machen wir es so wie alle Menschen um uns herum, und machen einfach weiter. Spielen mit Tante Elfriede und tun so, als würden wir rechtzeitig das Licht löschen und ins Bett gehen, und lesen doch heimlich noch unter der Bettdecke. Warten ab, bis das Polizeiauto am Haus vorbeigefahren ist, und laufen dann in die Felder. Stehen morgens früh auf, um rauszugehen, treffen uns trotzdem mit unseren Freunden und den Nachbarn. Laufen auf Schleichwegen an den vielen Wasserkanälen. Ich entdecke, dass dort im Wasser Tierkadaver schwimmen. Unsere Kinder treffen sich mit anderen in einer Turnhalle und singen Lieder, aber die Schulen sind seit anderthalb Jahren leer. Manchmal kommt so ein kindisches Lachen hoch, so eine Freude, dass wir Tante Elfriede hereinlegen, und manchmal auch die Scham, weil ich doch weiss, dass wir uns eigentlich selbst hereinlegen.